

## Auf dunklen Pfaden

Georg sah den Rauch, noch bevor er aus dem Schutz des Waldes trat.

Er rannte los, in der einen Hand die beiden Hasen, in der anderen den Jagdbogen. Noch etwa fünfhundert Schritte bis zur Kuppe, hinter der Lohweiler lag.

Mehr Rauch.

Schneller!

Trotz der Kälte schwitzte er. Seine Beute musste über 16 Pfund wiegen, die verbotene Jagd hatte sich gelohnt. Doch jetzt erschwerte sie den Sprint ins Dorf. Neben ihm tauchte die umgestürzte Buche auf, die den letzten Herbststurm nicht überstanden hatte. Es ging nicht anders! Also bog er ab und sprang über den Stamm. Hektisch versteckte er das Wild in einem Hohlraum zwischen Holz und Streuschicht. Jetzt noch schnell ein paar Blätter drüber und weiter. Er würde wiederkommen, musste es, wenn sie nicht verhungern wollten.

Über der Kuppe war der Himmel nun schwarz.

Dann stand er endlich auf ihr und sah es.

Hörte es!

Der Teufel hatte Lohweiler erreicht.

Die Dächer der kleinen Häuser standen in Flammen, doch niemand brachte Löschwasser vom Dorfteich. Wer noch nicht reglos am Boden lag, rannte, schrie oder kämpfte. Oder alles zusammen – hoffnungslos gegen die übermächtigen Waffen der schwarz verummten Fremden.

Wo war sein Haus? Immer wieder ließ er den Blick über den Dorfplatz schweifen und endete jedes Mal an dem qualmenden Loch in der Häuserreihe.

Er zwang sich hinzusehen und erkannte die Reste seines Heimes, aus dem er im Morgengrauen aufgebrochen war.

Bitte nicht!

Er stürzte los.

Da! Das mit der Heugabel war Gunther. Der Hüne stand sichtbar angeschlagen vor seinem noch unversehrten Haus. Vor ihm lagen reglos zwei Männer, ein weiterer ging zum Angriff über. Gunthers Familie musste drinnen sein, denn er gab den Weg zur Tür nicht frei. Wie ein Bollwerk stand er davor, um das zu schützen, was ihm heilig war – notfalls mit dem Leben. Und das würde er, würden sie alle bei dieser Übermacht des Feindes.

Mein Gott!, dachte Georg. Das da unten war eine Schlachtung ...

Ein Pfeil durchbohrte Gunthers rechten Oberarm.

Der ließ schlagartig die Deckung sinken, wechselte sofort die Heugabel in die andere Hand. Zu spät!

Das Schwert zerfetzte seinen Hals und blieb in der Schulter stecken.

Georg sah noch wie der Kopf seines Freundes zur Seite klappte. Dann konzentrierte er sich auf seine Waffe.

Er suchte einen sicheren Stand, zwang sich zur Ruhe und schoss.

Gunthers Gegner ging in die Knie, als der Pfeil seinen Rücken durchschlug. Das im Fleisch steckende Schwert noch in der Hand riss er den Hünen mit zu Boden.

Georg schoss seinen Köcher leer, doch es waren zu viele Angreifer.

Und nun brannte auch Gunthers Haus ...

Er ließ den Bogen fallen und riss sich den Köcher vom Leib. Dann zog er sein Messer. Geradezu lächerlich, dachte er mit Schrecken.

Noch 30 Schritte! Da sprang ihm schreiend ein Mann in den Weg, dunkel gekleidet, kein Wappen zierte Gewand oder Waffen. Söldner! Sein blutiges Schwert stieß Georgs Bauch entgegen.

Reflexhaft riss er das Gesäß zurück und schob den Kopf nach vorne, um sich der Waffe zu entziehen. Er spürte den kalten Stahl auf der Haut, dann etwas Warmes. Georg rammte sein Messer bis zum Anschlag in den ausgestreckten Unterarm des Angreifers. Noch während das Schwert zu Boden fiel, hatte er die scharfe Klinge wieder herausgezogen und stach sie dem Gegner in den Hals.

Der Weg zum Haus war frei.

Er wich dem zu Boden sackenden Mann aus, seinem überraschten Blick und seinem Röcheln.

Die Tür war verschlossen. Er rüttelte an ihr, schlug hektisch dagegen.

„Grete ich bin’s, Georg! Grete? Seid ihr da drin? So hört doch!“

Mit Wucht trat er gegen das massive Holz. Nichts!

Doch dann wurde der Riegel zur Seite geschoben. Er riss die Tür auf. Da waren sie, alle sieben. Das Grauen in jedem Gesicht.

„Martha?! Kinder! Gott sei Dank!“ Gunther hatte ihnen Obdach gewährt.

„Georg? Du ...“, stammelte seine Frau. Sie war kreidebleich und sah ihn entsetzt an. „Was machst ... Hast du im Wald nichts gegessen?“ Starr zeigte sie auf den kleinen Proviantbeutel an seinem Gürtel.

Sie war von Sinnen. Der Schock!

„Ihr müsst hier raus!“, schrie er. „Das Dach brennt.“

Wie zum Beweis seiner Worte krachte hinter ihnen ein Feuerball zu Boden. Die Balken und Strohschindeln brannten wie Zunder.

„Schnell, hinters Haus!“, rief er und zog seine Kinder mit sich.

„Gunther?“ Grete sprang ins Freie und sah ihren Mann reglos im Dreck liegen.

„Gunther!“, schrie sie. Hier draußen tobte ein Inferno.

„Nein, Grete! Wir müssen weiter. Schnell!“, rief Georg und stieß sie mit der Schulter unsanft von der Türe weg. Martha folgte ihnen zögernd. Sie torkelten zur Rückseite des Gebäudes.

Oh Gott, wo sollten sie nur hin?, dachte Georg rasend. Er konnte kaum sich

selbst schützen, geschweige denn zwei Frauen und fünf Kinder. Aber Gunther hatte es versucht! Hatte sein Leben gegeben auch für Georgs Familie. Und ihre Herzen schlugen noch!

Er sah sich fieberhaft um. Die Reihe der Häuser konnte höchstens für den Augenblick schützen. Denn die Hitze der Flammen wurde zu groß, und es war nur eine Frage der Zeit, bis Söldner hier hinten auftauchen würden. Vorne war keine Option, dort waren sie Freiwild. Sie mussten sich hinter den Häusern davonstehlen und versuchen, den Wald zu erreichen. Er war ihre einzige Hoffnung.

Also los!

Sie hatten mühselig sieben Häuser hinter sich gelassen, als Georg den Pfeil hörte. Das Sirren war genau neben seinem Ohr.

Karl fiel zu Boden.

„Karl!“, rief Georg und bekam keine Antwort. Die Kinder kreischten.

Die Augen seines Sohnes starrten zum Himmel.

„NEEEIHN!“ Irgendwas in Georgs Hals schien zu reißen.

Mit einem gewaltigen Satz war er bei Karl, da spürte er einen heftigen Stich im Bein. Es gab nach und er schlug der Länge nach hin. Ein Pfeil wie aus seinem Köcher steckte nun auch in ihm. Die Befiederung hätte er unter Hunderten erkannt.

„Ergreift sie!“, erklang eine vertraute Stimme.

Dann wurde es schlagartig dunkel.



Er riss stöhnend die Augen auf.

Karl! Er sah sich hektisch um. Da, in einer Blutlache ...

Rauschen erfüllte Georgs Ohren, und er spürte ein meißelndes Stechen im Kopf. Sein Mund öffnete sich, doch der Schrei blieb stumm.

Und die anderen?

Raue Stimmen drangen vom Dorfplatz herüber. Er hatte kein Zeitgefühl.

Er sprang auf, wollte es zumindest, ging aber sofort wieder zu Boden.

„Was zum ...“, stöhnte er unter gewaltigen Schmerzen und blickte an sich herab. An den Pfeil im Oberschenkel erinnerte er sich, der unterhalb des Schlüsselbeins war neu.

Georg stützte sich auf die gesunde Seite und winkelte das unverletzte Bein an. Mit einem Ruck hievte er sich auf ein Knie und schleppte sich von der glühenden Hitze weg. Im hohen Gras lehnte er sich an einen Apfelbaum und rang um Atem. Hektisch tastete er mit den Händen den Boden ab. Als er fand, wonach er gesucht hatte, zog er sein Messer aus der Scheide. Den Stock klemmte er sich zwischen die Zähne.

Mit der linken Hand umfasste er den Pfeilschaft. Dann führte er die Klinge in die Wunde ein. Lichtblitze traten vor seine Augen und er unterdrückte ein Schreien. Das Holz in seinem Mund knackte. Langsam dehnte er die Einschussstelle auf. Seine Sicht verschwamm.

Georg schüttelte den Kopf, bis er wieder einigermaßen klar sah. Langsam zog er an dem Pfeil, bis die Spitze zu erahnen war. Diese Schmerzen!

Nur einen Moment Pause! Nicht lange, schoss es ihm durch den Kopf.

Mit dem Messer durchbohrte er den Ärmel seines Gewandes, griff hinein und riss ein großes Stück von dem groben Stoff ab. Damit wischte er das austretende Blut auf, bis er eine beinerne Blattpfeilspitze erkennen konnte. Das war kein Kriegspfeil! Also würde sich das Ding ganz rausziehen lassen. Hoffentlich ...

Er biss feste zu, dann zog er ruckartig. Georg wurde schwarz vor Augen, doch er blieb bei Bewusstsein. Sein Herz pumpte und er atmete stoßweise. Weiter! So feste wie möglich band er den Stoff um die Wunde. Hoffentlich steckte in seiner

Schulter der gleiche Pfeil!

Der Ast zwischen seinen Zähnen brach, als auch der draußen war. Ein Verband würde hier nicht gelingen, also stopfte er einen schmalen Stoffstreifen in das blutige Loch.

Oh Gott!

Er wischte sich zitternd über die Augen und sah auf seine Wunden. Viel Blut schien vorerst nicht mehr auszutreten. Die blutigen Pfeile im Gras fingen seinen Blick ein. Gute Arbeiten! Wie die von Tillmann und ihm. Erst neulich hatten sie aus Knochen ...

Tillmann?

*Ergreift sie!*, hallte es durch seinen Kopf. **Tillmann!**

Es waren *seine* Pfeile! Der Laut aus Georgs Mund war ihm selbst fremd. Er wuchtete sich auf die Beine. So schnell er konnte, humpelte er in Richtung der Stimmen, immer im Schutz der Häuser und Sträucher.

Der Dorfplatz war leer. Überall lagen Leichen: Nachbarn, Freunde, Verwandte. Und alles brannte lichterloh. Auch die Scheune, wie er jetzt sah. Die Männer standen grölend davor, etliche Beutesäcke in ihrer Mitte. Aus dem Innern des Gebäudes erklang grausames Geschrei. Sie hatten sie hineingetrieben und eingesperrt! Vor dem breiten Tor lagen große und kleine Körper, reglos. Sie mussten sich bis zuletzt gewehrt haben. Und das Feuer holte die anderen. Qualvolle Schreie ...

Sein Herz schien aus der Brust zu springen, er konnte nichts tun. Außer sich auf die Schweine zu stürzen und mit draufzugehen. Kein schlechter Gedanke! Dabei vielleicht noch zwei oder drei von ihnen mitzunehmen ...

Oder könnte er es schaffen, das Scheunentor zu öffnen? Und dann? Die Fliehenden würden abgeschlachtet werden. Er musste hinter die Scheune! Versuchen, die Rückwand zu öffnen. Weiter wollte er nicht denken.

Also robbte er, so schnell wie es ging, an den tosenden Flammen vorbei.

Das Geschrei im Innern wurde leiser. Zu spät ...

Da war sie endlich, die Rückseite. Er packte eins der langen Holzbretter oberhalb des Steinsockels und zog mit aller Kraft. Nur Knirschen und Knacken, doch dann brach ein Stück ab. Schwungvoll fiel er ins Gras.

Ahhhhh! Er biss die Zähne zusammen.

In seinen Händen hielt er ein lächerlich kleines Stück Holz. Weiter!

Stöhnend zog er an dem zerbrochenen Brett in der Wand. Beißender Rauch drang ihm entgegen.

Und dann ging alles ganz schnell.

Mit ohrenbetäubendem Lärm stürzte das Dach ein, begrub dort drinnen alles und jeden im Flammenmeer. Georg schrie und riss mit Gewalt das Brett ab, packte das nächste und riss, dann noch eins und weg damit. Nur noch zwei oder drei weitere, dann konnte er hinein. Er hustete und seine Augen brannten. Beim nächsten Brett schlug ihm eine Flammenwand entgegen, das Stroh sorgte für ein Höllenfeuer.

Jetzt schrie niemand mehr.

Georg stieg der Geruch von verbranntem Fleisch in die Nase. Oder waren es Haare? Vielleicht seine eigenen? Er wusste es nicht und es war ihm egal. Das grobe Brett in Händen kippte er zur Seite, ließ es zu, musste nur einen Moment Kraft schöpfen. Da tauchten vor ihm zwei Stiefel auf.

„Das da wirst du nicht überleben“, sagte Tillmann und zeigte auf die Wunden, die nun wieder stark bluteten. Hinter seinem Freund von früher erschien Martha und ergriff dessen Hand ...

Georgs Herz gefror.

„Was hast du getan?“, fragte er sie mit Grabesstimme.

„Du bist Schuld“, schrie sie ihn an. „Du allein! Du hast mich nie wirklich wahrgenommen, mich und meine Bedürfnisse!“

Er schüttelte langsam den Kopf. „Wir sind Bauern, Martha! Und wir leben wie Bauern. Alles andere steht uns nicht zu.“

„Was hat dein bisschen Land schon abgeworfen?“, sagte sie verächtlich.

Er musste lachen, wo es nichts zu lachen gab. „Und du meinst, dein Dorfvogt hier kann dir die Welt zu Füßen legen, ja?“ Vergeblich suchte er Tillmanns Blick; der feige Hund wich ihm aus.

„Jetzt ja!“ Martha biss sich auf die Lippen.

Georg begriff ...

Mit Wucht schlug er das Scheunenbrett gegen Tillmanns Beine. „Du Dämon! Wie viele Dörfer habt ihr geplündert? So viele Seelen ...“

Sein Nebenbuhler fluchte laut vor Schmerz und Überraschung. Dann trat er Georg zu Boden, drückte mit Gewalt seinen Fuß auf die Schulterwunde.

„Was weißt du schon?“, presste Martha hervor. „Er kümmert sich wenigstens und verändert was!“

„Morden und Brandschatzen nennst du kümmern?“, ächzte Georg gequält.

„Das war ein armseliges Leben mir dir!“, rief sie verächtlich.

„Immerhin ein Leben!“, presste er unter dem Stiefeldruck hervor. „Unsere Kinder ... du hast sie verraten ... uns! Alle hier ...“

„Wie kannst du es wagen?“, keifte sie. „Ihr habt mir nie was bedeutet. Vom ersten Moment an nicht!“

„Sprach die Metze und hielt trotzdem die Hand auf ...“

„Halt den Mund und stirb!“

„So viel Bosheit, Weib! Was ist nur mit dir geschehen?“

Ihre Augen funkelten, wenn auch ohne den falschen Glanz früherer Tage. Kälte!

„Warum die Kinder, Martha?“ Es auszusprechen tat noch mehr weh.

„Hör auf damit!“ Sie wandte sich zum Gehen.

„Wer sich gegen Gott versündigt, kann nicht wegrennen!“

Sie blieb stehen und drehte sich langsam zu ihm um: Der Blick eines Kindes.

„Du bist Schuld! Du!“, stammelte sie. „Es ist alles deine Schuld! Der Graf duldet keine Wilderer!“

„Was?“

„Dörfer,“ hakte Tillmann ein, „die sich dem herrschaftlichen Wildbann widersetzen, werden nun mal bestraft.“ Unschuldig zog er die Schultern hoch.

„Du Schwein! Als ginge es dir um Treue zu Graf Arnold.“

„Was kümmert’s dich, he? Du stirbst hier heute als Wilderer!“

„Mag sein!“, antwortete Georg mit fester Stimme. „Aber eure Schuld, die bleibt. Ihr zwei seid doch bereits tot!“

Jäh ließ der Schmerz in seiner Schulter nach und der Stiefel fuhr auf sein Gesicht nieder. Den einschlagenden Pfeil in Tillmanns Rücken sah er nicht mehr. Auch nicht den Knotenstock auf Marthas Kopf.



Wo war er?

In der Herdstelle neben ihm brannte ein Feuer, trotzdem fror Georg. Er sah sich um. Der Raum war klein, doch sauber und ordentlich. Die Möbel hatte jemand mit viel Sorgfalt gezimmert, und an den Wänden hingen Werkzeuge und Waffen. War das dort sein Jagdmesser?

Die Tür ging auf. Ein kalter Luftzug erreichte ihn und wehte Schneeflocken herein. Es folgte ein alter Mann.

„Du hast lange geschlafen, Georg.“

„Wer bist du?“ Er wollte hoch, sackte aber sofort wieder zurück. „Wo bin ich?“

„Langsam, Junge!“ Der Alte half ihm vorsichtig. Dann legte er Umhang und Knotenstock ab. „Wir haben viel Zeit. Ich bin Hosea.“

„Hosea ...“, wiederholte Georg langsam und sah ihn fragend an.

„Wir kennen uns nicht. Aber du hast viel geredet im Fieber. Und mir gestern

deinen Namen genannt. Erinnerst du dich nicht?“

„Nein ... Wie lange bin ich schon hier?“ Er sah sich erneut um.

„Acht Tage“, sprach Hosea, „sieben im Fieber. Hast viel Blut verloren.“

Georg betastete vorsichtig die schmerzenden Stellen an seinem Körper.

„Hab’s mit dem Brenneisen geschlossen. Du hast Glück gehabt!“

„Lohweiler?“, wagte Georg zu fragen. Schon fiel ihm die Erinnerung an

Kopfschütteln. „War einen Tagesmarsch entfernt von meinem Wald.“

„*Dein* Wald?“ Mit Macht stemmte er sich gegen die Tränen.

„Hierhin verirrt sich niemand!“ Schulterzucken. „Also im Grunde meiner!“

„Und wie bin ich ...“

„Ach ja!“, wurde Georg unterbrochen. „Und zwei Tagesmärsche mit dir.“

„*Du* hast mich hergebracht? Alleine?“

„Niemand hätte helfen können, alle anderen waren tot!“

„Hättest mich besser verbluten lassen!“, entgegnete Georg leise.

„Unsinn! Wenn jemand leben soll, dann du! Mein Hund hat sich über deinen Proviantbeutel hergemacht. Armes Tier! War tot, bevor ich’s ihm wegnehmen konnte.“ Georg öffnete den Mund, doch Hosea fuhr fort: „Du bist stärker als Heimtücke und Räuberei. Auch, wenn es nichts ungeschehen macht, so kennst du doch die Wahrheit. Deine mächtigste Waffe!“

„Wer würde mir schon glauben? Es geschah auf Geheiß des Dorfvogts.“

„Dein Nebenbuhler ist tot“, sprach Hosea. „Und deine Martha wird bereits den nächsten haben.“

„*Meine* Martha“, sagte Georg beinah tonlos, „paktiert mit dem Teufel. Er darf sie haben, mit Haut und Haar. Sie ist jetzt sein Weib ...“

„Bleibe hier, solange es dir beliebt! Komme wieder zu Kräften und vergiss niemals, was war!“ Hosea legte ihm die Hand auf den Arm. „Denn die Stunde der Wahrheit wird kommen. Sie wird aufziehen wie ein Sturm. So viel ist gewiss!“